

Mittag

Kettensägen kreischen aus dem Wald. Ich präge mir die Bewegungen der Trupps im Gelände ein. So bin ich gewarnt, wenn sie sich der gesperrten Wohnzone nähern. Mit Wärmebildkameras suchen sie nach Bäumen, die innerlich weiterbrennen. Damit sie gefällt werden können, bevor die Stämme explodieren oder unter ihrem eigenen Gewicht zusammenbrechen. Am anderen Ende der Zufahrt, dort, wo sonst die Straßenbahn und Autos rauschen, ist es nun still. Nur das Geläut der Glocken weht hinauf, wie aus einer anderen Welt. Eine, die langsam wieder ihren Takt findet. In der die Züge nach Fahrplan fahren, Flugzeuge in der Anflugschneise kreisen und sich die Regale in den Supermärkten mit frischen Waren füllen. Wo Kinder wieder ihre Schulranzen in eine Ecke pfeffern und sich nach dem Mittagessen erkundigen, und die Mütter aufgetaute Erbsen und Trockenreis schöpfen, um sich aus der Schockstarre zu befreien, die sie befallen hatte, seit sie erfahren haben, wie schnell alles gehen konnte. Wie unkontrollierbar schnell. Vor ihren Häusern sehen sie die doppelbereiften Schwertransporter mit Baumaterial vorbeifahren. Die weißen Putzwagen mit ausfahrbaren Bürsten auf den Seiten, die so lange den Asphalt schrubbten, bis die öffentliche Ordnung wieder hergestellt ist und die Leute vergessen, dass sie noch einmal davongekommen sind. Es rauscht, als ich nach dem Sender suche. Der

silberne Weltempfänger hat mich schon immer fasziniert. Bevor Karlina mit meinem Vater mitging und ihre Karriere als Wasserspringerin an den Nagel hängte, hatte sie damit heimlich West-Radio von der anderen Seite der Mauer gehört. Ich liebte die seltsamen Geräusche, die aus dem Äther kamen. Schiffsfunkdienste, Meldungen aus fernen Ländern und manchmal, in Zeiten reger Sonnenfleckentätigkeit, sogar die Signale unbemannter Satelliten.

Der Nachrichtensprecher, dessen Stimme jetzt aus dem Aluminiumgehäuse dringt, sitzt aber nur wenige Kilometer entfernt in einem Aufnahmestudio der öffentlich-rechtlichen Rundfunkstation. Die Bewohner der Stadt werden gebeten, Ruhe zu bewahren. Die Ergebnisse der Untersuchungen abzuwarten. Bis auf Weiteres würden Soldaten die Absperrungen zu den gefährdeten Gebieten bewachen, insbesondere rund um den Zoo. Viele betroffene Bewohner seien vorübergehend bei Verwandten und Freunden außerhalb untergekommen. Wer noch eine Unterkunft brauche, solle sich an die für den jeweiligen Stadtkreis zuständige Zivilschutzanlage wenden. Dann wird ein Hotelbesitzer zugeschaltet, der publikumswirksam einige seiner leer stehenden Betten zur Verfügung stellt. Er erlebt dabei wohl seinen ganz persönlichen Albert-Schweitzer-Moment, auf den er danach auch mal mit einem ehrlichen Glas Weißwein von der Sonnenseite des Sees, statt mit

perlendem Champagner anstoßen würde. Ich warte noch immer darauf, dass sie etwas zu den beschädigten Stromleitungen vermelden. Das Telefon habe ich seit Tagen ausgeschaltet. Nur gelegentlich mache ich es kurz an und melde mich bei Karlina. Sie denkt, ich wäre mit David in das Haus in den Bergen gezogen. Es beruhigt mich, mir auszumalen, wie es dort wäre. Ich spiele ihr ein anderes Leben vor. Weil ich weiß, dass sie sowieso nicht hinkommen wird. Ich hatte schon immer das Gefühl, dass es meiner Mutter weniger darum geht, wie etwas wirklich ist, sondern viel eher darum, wie sie es gerne haben möchte. Aber zum ersten Mal in meinem Leben bin ich froh, dass das so ist. Oskar hat noch ein paar Male geschrieben. Mehr nicht. Es ist schon fast erschreckend, wie leicht es gewesen war, einfach zu verschwinden. Das lag einerseits daran, dass ich noch nicht so lange hier lebte. Andererseits war ich auch nicht jemand, der besonders konstante oder nahe Beziehungen pflegte. Ich kannte viele Leute. Eine beste Freundin aber hatte ich nie.

Die Rauchgase seien nun fast überall ins Freie abgeleitet, sagt der Einsatzleiter der Feuerwehr. Doch das Löschwasser abzupumpen bereite noch Probleme, da es an manchen Orten kontaminiert sei und nicht ins Grundwasser gelangen dürfe. Dennoch sollte schon bald ein Straßenzug nach dem nächsten wieder ans Stromnetz angeschlossen werden. Dann könnte man damit beginnen,

alles zu sanieren. Den Ruß von den Gebäuden entfernen, Wände trocknen und andere neu mauern. In der Zwischenzeit rekonstruieren temporäre Einsatzgruppen, wie es zu dem Feuersturm hatte kommen können.

Ich drehe leiser. Sie bewerteten die Ereignisse noch immer als unzusammenhängende Einzelfälle, das macht mich fassungslos. Als würden die einzelnen Teile kein Ganzes ergeben, wo sie doch der lebende Beweis dafür sind, dass man das Undenkbare denken muss. Vor einigen Tagen habe ich in den Kellern der Nachbarn nach Konserven gesucht. Zwischen eingelegten Pfirsichen, grünen Bohnen und Herzkirschen, zwischen nach Farben sortierten Eierkartons und leeren Bierflaschen in Papiertüten, fand ich die gebündelten Zeitungen der letzten Monate. Ich habe sie alle gelesen, nach Erklärungen gesucht. Die Wirklichkeit in Stücke geschnitten und neu zusammengeklebt. Dazwischen habe ich die Fotos und Briefe von David gelegt. Bis sie zu einer Spur wurden, an deren Anfang die alles beschleunigende Hitze stand und die, von hier aus betrachtet, nirgends anders hatte hinführen können, als mitten hinein in die Katastrophe.

An dem Tag, an dem meine Schwangerschaft beendet werden sollte, lag trockene Sahara-Luft über der Stadt. Sie wand sich um den See und kletterte über die versengten Weiden, die Peripherie

entlang, den trockenen Berg hinauf. Auf dem Weg ins Krankenhaus bemerkte ich die Steppen, die sich zwischen den Häusern gebildet hatten. Gelb verkrustet breiteten sie sich aus, dort, wo sonst weiches Gras wuchs, Wilde Malve und Beifuß. Das Laub hing brüchig in den Bäumen. Und die Flüsse zogen sich in ihre grauen Betten zurück, jeden Tag etwas tiefer, und ich befürchtete, dass sie irgendwann womöglich ganz erstarren würden, wie müdes Blut. Am Straßenrand entdeckte ich eine leuchtende Mohnblume. Ich hätte sie gerne gepflückt und ihr den Sand aus den Wurzeln gerieben. Sie in ein Glas mit Wasser gestellt und einfach nur angeschaut. Doch bis dahin wäre sie längst verwelkt gewesen. Obwohl ich spät dran war, kramte ich in meinem Rucksack nach der Flasche. Mohnblumen lassen sich nicht wegtragen. Aber ich konnte sie gießen. Der Boden war so hart, dass die Pfütze nicht versickerte. In einem schmalen Rinnsal lief sie in den Straßengraben, die Krümmung entlang in die Kanalisation. Ich schüttete mehr Wasser nach. Aber die Flasche war leer, ehe sich die Erde aufweichen ließ.

Mit zitternden Knien stand ich auf und kollidierte dabei beinahe mit einer Gruppe Studenten, die mit lässig über den Schultern baumelnden Sporttaschen und Büchern unter den Armen auf dem Weg in die nächste Vorlesung waren. Ich zuckte zusammen, als auch noch hinter mir ein Vespa-fahrer mit braungebrannten Unterarmen über-

mütig den Motor aufheulen ließ und wünschte mir einmal mehr bessere Filter von der Außenwelt.

Zu diesem Zeitpunkt waren genau zwei lange Tage, sechzehn Stunden und zwanzig Minuten vergangen, seit ich David das letzte Mal gesehen hatte. Nach dem Wochenende war meine innere Anspannung fast unerträglich geworden. Ich hatte die Kilometer zurück in die Stadt gezählt, die auf den Schildern am Fahrbahnrand standen. Ich addierte die abnehmenden Zahlen. Und zählte sie wieder runter. Ich sag's ihm, ich sag's ihm nicht. Wie ein Blumenorakel, bei dem man die einzelnen Blätter aus der Blüte zupft. Bis ich es dann bei fünfundzwanzig hinaus schrie, mitten hinein in den Lärm der Geschwindigkeit, die wütend an dem verrosteten Bus rüttelte. Zuerst hoffte ich, er würde auseinanderfallen und mich so aus meiner misslichen Lage befreien. Doch nichts geschah. David starrte einfach weiter auf die Straße. Er hielt das Lenkrad so fest umklammert, dass sich weiße Stellen an seinen Knöcheln bildeten. Eigentlich hatte ich mir das ganz anders vorgestellt. Bei einem schönen Essen. Risotto wäre gut gewesen für den ersten Abend zu dritt. Weil er Geduld verlangte. Man musste warten, bis die harten Körner mit jeder Kelle Brühe weicher wurden. Am Ende wäre ein Topf mit etwas geblieben, das wärmte und nährte. Ich hätte den Tisch schön gedeckt und die Kerzen angesteckt.

Wir hätten uns geküsst, erwartungsvoll, wie man sich küsst, wenn man noch nicht lange zusammen ist und nicht weiß, was kommen wird. Und während ich die Gläser mit einem frisch entkorkten Weißwein füllte, hätte ich es ihm gesagt. Übrigens. Ich bin schwanger. Eine leichte Unsicherheit wäre über Davids Gesicht gehuscht, ein kaum merkliches Zucken nur. Doch kaum hätte er zu sprechen begonnen, wäre sie von seiner markanten Kieferpartie überspielt worden.

Ein Kind. Er fragte mich, ob ich mir sicher sei. Ich konnte die Frage nicht einordnen, was daran lag, dass er seinen Blick nicht eine Sekunde lang von der Straße löste. Aber ich glaube, er wollte einfach Zeit gewinnen, um still die Wochen nachzurechnen. Theoretisch wäre es möglich. Am Horizont zeichnete sich die Silhouette der Stadt ab. Hoch über allem prangte der gläserne Turm, der mit dem Hintergrund verschmolz, wie ein chamäleonartiges Geschöpf. Manchmal war er grün wie der Uetliberg oder dunkel wie die Schatten der Nacht. Gerade jetzt leuchtete er silbern wie der Himmel, der hinter einer gleißenden Wolkendecke verborgen lag, was die Szenerie in ein surreales Licht tauchte. Einen Moment lang spielte ich mit dem Gedanken, es einfach laufen zu lassen. Doch so war ich nicht. Ich erzählte ihm von dem One-Night-Stand, der so unbedeutend wie bedeutend zugleich war. Danach fuhr er mich zu meiner Wohnung. Wir saßen noch eine Weile

schweigend im Bus. Als ich meinen Rucksack holte, stieg David ebenfalls aus. Es tut mir leid, Anna. Er sagte die Worte so dicht an meinem Ohr, dass ich das Gefühl hatte, sie würden in mich hinein kriechen und sich dort festkrallen. Oben ließ ich mich sofort ins Bett fallen und schlief ein.

Zuerst hoffte ich, er hätte einfach keinen Handyempfang. Vielleicht arbeitete er in einem Garten am Zürichberg oder an der Goldküste, wo es viele Funklöcher gab, weil die Grundstücksbesitzer keine strahlenden Masten wollten. Irgendwann hielt ich die blecherne Tonbandstimme, die verkündete, dass dieser Teilnehmer zurzeit nicht erreichbar sei, nicht mehr aus. Es fühlte sich zwar komisch an, als ich zu seiner Wohnung fuhr. Aber ich musste etwas tun. Ich klingelte. Einmal, zweimal. Seine Mitbewohnerin öffnete. Das verschwitzte Unterhemd klebte an ihren spitzen Brüsten und die ausgebleichten Haarspitzen des Irokesen hingen ihr schlaff ins Gesicht. In ihrem rechten Auge war ein Äderchen geplatzt. Sie roch süßlich. Nach Restalkohol und klebrigem Klubboden.

Nein. David habe sie seit Tagen nicht gesehen. Sie zog so kräftig an ihrer Zigarette, dass die Glut in einem Zug bis auf den Filter runter brannte. Mit einem Zischen versank der Stummel auf dem Grund der Energy-Drink-Dose, die sie in der anderen Hand hielt. Ihre penibel gefeilten Gelnägel

sahen aus, als würden sie zu einer anderen Frau gehören. Oder zur selben Frau, aber zu einer anderen Zeit. Ich spähte an ihr vorbei durch die offene Tür hinein in die halbdunkle Wohnung. Auf dem Sofa lag zusammengerollt eine Katze, die ich zuvor noch nie gesehen hatte. Sie irritierte mich. Obwohl sonst alles aussah wie immer, fühlte es sich fremd an, als wäre ich noch nie zuvor da gewesen.

Vor der begrünten Einfahrt, die zum Haupteingang des Krankenhauses führte, leuchtete die Skulptur des genesenden Mannes golden in der Mittagssonne. Ich lief den Hügel hinauf, in die Richtung, in der die Frauenklinik lag. Zwischen den Häuserschluchten staute sich warme Luft, die gläsernen Fassaden der Hochschulgebäude bündelten die Sonnenstrahlen wie die Linse eines Vergrößerungsglases. Ich hatte gerade die Straßenseite gewechselt, um auf dem schmalen Streifen Schatten zu gehen, den die Häuser auf den Asphalt warfen, als vor mir die alte Sternwarte auftauchte. Ein altertümliches Gebäude mit hohen Rundbogenfenstern und verspielten Ornamenten, die den Turm verzierten, der in einer grauen Kuppel endete. Früher, bevor es zu hell geworden war in der Stadt. Und zu diesig. Da kurbelte man sie in klaren Nächten auf und blickte mit Hilfe der astronomischen Instrumente mitten in die Milchstraße. In ein Universum, das sich immer weiter ausdehnt. Wasserstoff.

Sauerstoff. Kohlenstoff. Wie einfach das Leben letztendlich doch gebaut ist. Stets das Ganze in uns tragend, waren wir doch nicht viel mehr als Sternenstaub, der Millionen oder gar Milliarden von Jahren durch die Zeit waberte. Bis er sich, durch eine willkürliche Laune des Schicksals, zu dem verformte, was wir heute sind. In ein paar Stunden würde es vorbei sein.

Ich meldete mich am Empfang des Ambulatoriums, worauf mich eine Pflegerin abholte, deren weiche Gesichtszüge sich nicht mit ihrer strengen Miene in Einklang bringen ließen. Es war es mir plötzlich wichtig, dass sie sich kein schlechtes Bild von mir machte. Ich plapperte auf sie ein, als säßen wir gemütlich bei einem mit viel Kandiszucker gesüßten Nachmittagstee, statt durch Krankenhausflure zu laufen, die alle exakt gleich aussahen, wären da nicht die pastellfarbenen Streifen an den Wänden gewesen.

Weil ich keine Begleitperson dabei hatte, würden sie mich über Nacht dort behalten müssen, sagte die Schwester. An der Art und Weise wie sie mich siezte, merkte ich, dass sie nicht vorhatte, sich auf eine Unterhaltung mit mir einzulassen. Sie erläuterte kurz die nächsten Schritte, wie das ihr Arbeitsprotokoll für Fälle wie meinen vorsah. Vor einem pfefferminzfarbenen Wartezimmer blieb sie stehen und wies mir einen Platz auf der Bank zu. Dann ließ sie mich mit einem mehrseitigen

Fragebogen und einem komischen Gefühl in der Magengegend zurück. Ich setzte mich, streckte den Rücken durch. Stellte die Füße gerade nebeneinander. Schloss die Augen. Atmete ein. Und wieder aus. Ich versuchte, zu visualisieren, wie der Atem zu einer weichen Wolke wurde, die durch meinen Körper strömte, leicht und zugleich kräftig und ihn mit allem versorgte, was er brauchte, ganz so, wie es die sanfte Stimme auf meiner Meditations-CD vorsprach, die ich immer hörte, wenn ich wieder einmal nicht schlafen konnte. Doch es funktionierte nicht. Heute nicht.

Früher waren Krankenhäuser für mich Orte, wo man sich um einen kümmerte, wo man wichtig war. Wer im Krankenhaus lag, der bekam Besuch, Comics vom Kiosk und ein Tablett mit Essen. Ein dreigeteilter Teller mit Fleisch, Nudeln und Gemüse. Und dann ein kleines Dessert, einen Pudding mit einer Himbeere oder Schokostreuseln oben drauf. Jetzt fürchtete ich mich vor ihnen. Vor allem vor ihrem Geruch. Aber auch vor den Türklinken, an denen Krankheiten klebten, wie ein unsichtbarer dickflüssiger Saft, der sich langsam überall ausbreitet. Sie sind mir unheimlich, die von den Gesundheitsschuhen gedämpfte Stille und das Surren und Summen der Geräte in den gekachelten Untersuchungszimmern. Eine Parallelwelt, als hätte sie jemand einfach so neben die normale Welt gestellt. Manchmal kamen Kranke hinein und Tote wieder raus. Sauber gewaschen,

gekämmt und gekleidet. Und manchmal ging eine Schwangere hin und kehrte ohne ihr Kind zurück.

Die chirurgische Methode ist schonend und doch gründlich. Beim Absaugen der Schleimhaut zieht sich die Gebärmutter krampfartig zusammen, doch der Schmerz dauert nur kurze Zeit. Sie erhalten für den Eingriff eine Nadel mit einer Infusion in den Arm, damit können wir ein Mittel zur Stabilisierung des Kreislaufs spritzen. Gelegentlich verstopfen kleine Blutgerinnsel den Ausgang der Gebärmutter. Sie werden unter starken periodenähnlichen Schmerzen ausgestoßen. Falls Sie Milchfluss haben, pressen Sie auf keinen Fall die Milch aus. Stattdessen sollten die Brüste mit einem Tuch abgebunden werden. Manchmal hilft auch Kampfersalbe. Meistens ist es möglich, schon am Tag nach dem Schwangerschaftsabbruch wieder zu arbeiten. Ich legte die Informationsbroschüre zurück auf den Beistelltisch und schielte zur Tür. Meine Frauenärztin hatte mich verstanden, trotz der Tränen. Doch sie sei nun mal für das Heilen zuständig. Deshalb empfahl sie eine spezialisierte Abteilung der Frauenklinik. Das habe auch mit Arbeitsteilung zu tun.

Ich schloss die Augen und hoffte, dass sie mir mit der Schwangerschaft auch das schlechte Gewissen nahmen. Schmerzmittel würde durch meine Adern schießen, damit ich nicht spürte, wie mit Stäben, zuerst ganz schmale und dann immer

breitere, mein Muttermund gedehnt würde, bis die Öffnung exakt dreizehn Millimeter breit ist. Weit genug, um die Fruchthülle mit dem schlagenden Herzen abzusaugen. Ich würde mich bei dem Kind entschuldigen müssen. Ihm erklären, warum ich mich so entschieden habe. Ich würde weinen, bis ich keine Luft mehr bekäme. Eine Kerze anzünden. In den Himmel sehen.

Mein Magen zog sich zusammen. Immer und immer wieder, bis er zu einem harten Klumpen schrumpfte und ich nur noch grünschaumige Galle spuckte, die im Hals brannte. Die gelbbraun verkalkten Ablagerungen unter dem Wasserspiegel der Toilette rochen nach altem Urin. Kalter Schweiß überall. Es fühlte sich an, als würde das Kind in der Blase mit Leibeskräften um sein frühes Leben kämpfen. In diesem Augenblick gab es nichts mehr zu entscheiden. Wir würden das schaffen. Ich würde es schaffen. Irgendwie. Ich wusch mir mit lauwarmem Wasser die kalten Hände. Warf den Becher für die Untersuchung in den Mülleimer und machte mich auf, den Ausgang aus dem pastellfarbenen Labyrinth zu suchen. Die verdutzte Rezeptionistin fragte noch, ob sie mir ein Taxi rufen solle. Doch da schlossen sich bereits die schweren Türen des Liftes hinter mir.

An diesem Abend saß ich lange am offenen Fenster. Ich zog an meiner letzten Zigarette. Inhalier-te feierlich den Rauch und sah hinunter auf die

leuchtende Stadt, die dem Gelände folgte, das einst die Gletscherströme geformt hatten. Nur der gegenüberliegende Nunatak hatte wie eine riesenhafte Felseninsel über dem Eismeer gethront. Heute waren die Areale, Gebäude und Kolonien, säuberlich mit Mauern und Zäunen eingefasst und mit Straßen verbunden, die von automatischen Lichtsignalen getaktet wurden. Der Geschmack von krümeligem Tabak klebte an meinen Fingern, als ich die Glut bedächtig ausdrückte. Ich wusste, dass es nicht einfach werden würde, aber andersrum wäre es noch viel schwieriger geworden. Mit dem Kind hätte auch ich mich selbst weggewischt.

Im Garten nebenan stand die Nachbarin noch immer in Crocs vor dem Bungalow mit den nackten Fenstern, der fast aussah wie die Papphäuser in den Drei-Sterne-Campinganlagen am Mittelmeer. Wären da nur nicht die vielen Zäune aus Maschendraht gewesen. Es gab enge und weite, diagonal und sechskant geflochtene. Sie umschlossen den gestutzten Rasen und den schmalen Sechzigerjahre-Pool, dessen blinde Oberfläche in der Dunkelheit lag. Der Gartenschlauch, mit dem sie die Blumenbeete wässerte, war an einer Stelle eingeknickt. Sie schlurfte durch das nasse Gras zum Wasserhahn und kam gleich darauf mit zwei Schalen zurück. Sie legte einige flache Steine hinein und stellte die Gefäße auf die andere Seite des Zauns unter die ausge-

trockneten Hecken. Sie meinte es vielleicht gut, aber es war trotzdem zwecklos. Die Tiere hatten längst begonnen zu wandern. Die Igel, die Füchse, die Vögel, sie alle mussten sich in den Schatten des Stadtwaldes zurückziehen, um überleben zu können.

Ich unterdrückte den Reflex, ihr das beim nächsten Mal sagen zu wollen, wenn sie in ihrem Plastikstuhl lag und so tat, als würde sie niemanden sehen, obwohl sie alle ausspionierte. Stattdessen holte ich einen Block Papier und begann eine Liste für mein neues Leben zu schreiben. Eines ohne. Ohne Alkohol. Ohne Zigaretten. Ohne Klubs. Dafür mit einem Kind. Eigentlich hatte ich keinen blassen Schimmer von Kindern. Meine Erfahrung mit ihnen beschränkte sich auf meine eigene Kindheit, die nach sieben Jahren durch den Auszug meines Vaters beendet worden war. Ich konnte mir also nicht wirklich vorstellen, was auf mich zukam, aber ich wusste, ich würde ein paar Dinge brauchen. Fachliteratur aus der Bücherei zum Beispiel. Ein paar Kleider. Eine Latzhose, wie sie die Frauen in Filmen trugen, die mit riesigen Kugelbäuchen ein paar Tage vor der Geburt noch das Kinderzimmer in einem auf das Geschlecht des Babys abgestimmten Farbton strichen, als würde sich ein Mädchen nur in Altrosa wohlfühlen und ein Junge nur in Himmelblau. Flache Schuhe. Geld. Einen neuen Job. Und der Rest, der würde in den

Büchern stehen. Als letzten Punkt schrieb ich:
David finden. Und als zweitletzten: Mit Oskar
sprechen.

Die Kadaver lagen überall auf der Insel. Man musste die weißen Flecken schon von weitem auf dem grüner werdenden Untergrund sehen. Der Archipel befand sich so weit nördlich, dass hier alles Superlativ war. Die nördlichste Kirche, der nördlichste Pub. Oder eben die am nördlichsten liegenden Kadaver einer endemischen Rentiergattung. Ausgebleichte Rippenknochen ragten in die Höhe. Reste des jungen Fells zitterten im Wind. Wenn der Grund ihres Sterbens einen Klang hätte, dann wäre das Regen, der auf Schnee fällt. Das Wasser versickerte und wurde beim nächsten Temperaturabfall zu einem eisigen Panzer, undurchdringbar für die scharrenden Hufe der Tiere, die sich über die Jahrtausende an das Überleben im Schnee angepasst hatten. Die ungewöhnliche Wärme führte dazu, dass sie sich im Sommer außergewöhnlich stark vermehrten, nur um im darauffolgenden regenreichen Winter wieder zu verhungern. Zuerst die Schwachen, dann die ganz Jungen und die ganz Alten. Und irgendwann alle.

Auf einigen Gerippen, von Polarlöwenzahn und Wollgras bewachsen, leuchteten an klaren Tagen gleißende Flecken. Sie rührten von den vielen silbernen Dreiecken her, die das Licht reflektierten und den Eingang eines naheliegenden Tunnels verzierten. Ein Kunstwerk, wie es nach norwegischem Baugesetz jeder Neubau erhalten soll. Der Tunneleingang sah aus, als wäre er das Tor

zu einer anderen Welt. Was in einer gewissen Weise auch stimmte.

Der Schacht führte einhundertzwanzig Meter in eine alte Kohlegrube hinein. An seinem Ende ging er in drei Hallen über. Siebenundzwanzig Meter lang, zehn Meter breit und sechs Meter hoch waren sie in den gefrorenen Boden geschlagen worden. Hinter fünf versiegelten Türen lagerten nun die vielleicht wertvollsten Schätze der Menschheit: Samenkörner der wichtigsten Lebensmittel wie Reis, Mais, Kartoffeln oder Nüsse. Die Kammern lagen einhundertdreißig Meter über dem Meeresspiegel und überstanden auch einen drastischen Anstieg des Meeres. Sie waren mit armiertem Beton und dicken Stahltüren verschlossen. Sie hielten Flugzeugabstürzen und Atomkriegen stand. Nur eine Handvoll Menschen hatte dort unten Zutritt. Und keiner durfte je in alle Kammern gleichzeitig. Doch sie hatten nicht daran gedacht, dass die Gefahr von woandersher kommen könnte, als sie in das ewige Eis bauten. Nun brauchten sogar die Toten auf der Insel einen neuen Platz. Der schmelzende Untergrund drohte die Leichen und die Krankheiten, die mit ihnen begraben wurden, wieder ans Tageslicht zu befördern.

Der Boden in meinem Wohnzimmer ist übersät mit einem Mosaik aus Zeitungsseiten und Bildern aus Magazinen, in die ich eigene Fotos und

Zettel gewoben habe. Das Riemenparkett knarrt, als ich sie umherschlebe und versuche, eine sinnvolle Ordnung herzustellen. Es ist der alte Versuch, dem Unbegreiflichen einen Namen zu geben, ihn in sauberer Handschrift auf ein Schildchen zu schreiben, auf ein Glas zu kleben und es sich ins Regal zu stellen. Als ließe es sich auf diese Weise zähmen, wenn es zwischen all den anderen Kuriositäten stand, den geriebenen Narwalhörnern, den aufgeblasenen Zwergkugelfischen und deformierten Tieren in konservierenden Säften. Die Ordnung sollte mir dabei helfen, alles und mich bis auf den Grund auszuleuchten. Damit ich befreit wäre. Weitergehen könnte. Wenn ich es erst verstanden hätte. Dennoch schaue ich immer wieder zur Tür, als könnte ich sie auf diese Weise dazu bewegen, von ihm geöffnet zu werden. Wenigstens kann ich in Gedanken zurück zu diesem schmalen Grat, auf dem alles möglich gewesen wäre.

Der Tag, an dem David wieder kam, begann mit einer Tasse magenschonenden Tee. Das Zwitschern der Vögel hatte mich im Morgengrauen geweckt. Es war einfach zu heiß, obwohl ich müde von der Spätschicht war und extra das Dachfenster über dem Bett dunkel geklebt hatte. Davids Abwesenheit machte mich traurig. Es fühlte sich permanent so an, als hätte ich etwas vergessen. Ich holte ein Blatt Papier und tat, was ich oft tat, wenn ich nicht weiter wusste und schrieb eine

Liste. Kartoffeln. Sauerkraut. Schokolade. Erdbeeren. Pfefferminze. Saure Äpfel. Wassermelone. Mit dem Blatt in der einen Hand und der leeren Tasche in der anderen knarrte ich die Treppenstufen hinab. Im klimatisierten Supermarkt sah ich mich auf den Bildschirmen, die von der Decke hingen. Im Licht der Speziallampen, die so platziert waren, dass die Waren in kräftigeren Farben leuchteten. Die vollen Regale. Eine Frau, der das Kleid hinterherwehte, während sie mit schnellen Schritten durch die Reihen ging. Sie sah ein wenig aus, wie ich mir eine Schwangere früher vorgestellt hatte. Statt in einem tranceartigen Zustand durch die verkaufpsychologisch optimierte Landschaft zu wandeln und sich dabei zu verzetteln, griff sie entschlossen nach den Dingen, die auf ihrer Liste standen. Kartoffeln. Sauerkraut. Schokolade. Erdbeeren. Pfefferminze. Saure Äpfel. Wassermelone.

Als ich den Haustürschlüssel suchte, der in der Tasche klimperte, stand David plötzlich vor mir. Er wirkte ruhig, als wäre er durch eine ältere Version von sich selbst ausgewechselt worden. In den Händen hielt er ein Körbchen mit Felderdbeeren, das er mir versöhnlich entgegen streckte. Meine Freude überwog die Unsicherheit. Es fiel mir nicht leicht, das zu verbergen. Ich wollte wissen, wo er gewesen war. Sagen, dass ich es noch immer trage, das Kind. Und ich wurde wütend, als hätte ich mir das erst erlauben können, nach-

dem er wieder zu mir zurückgekehrt war. Doch er verschloss meine Lippen. Dann kramte er den Schlüssel aus der Tasche, die er mir abgenommen hatte. Und die nun samt dem Körbchen an seinem Arm baumelte. Der Boden schwankte, als er mich hochhob und ins Bett trug. Zum ersten Mal streifte er kein Kondom über, bevor er in mich eindrang, Millimeter für Millimeter. Dann war da nur noch Atem, der durch uns hindurchging, als würden Seelen getauscht.

Wir liebten uns wieder und wieder, so lange, bis sein Geruch aus meinem Schoß rann und der Graben überwunden schien, der sein Verschwinden zwischen uns aufgerissen hatte. Wir lagen da, träge ineinander verschlungen und aßen Erdbeeren. Ich fühlte wie der Herzschlag durch Davids Körper pulsierte, als er mir erzählte, wie die Ärzte seiner Schwester einen Cocktail aus Betäubungsmitteln verabreicht hatten. An einem Tag im Winter, der so eisig war, dass die Welt in einer Kältestarre zu verharren schien. Zu diesem Zeitpunkt kam Lenas Fieber direkt aus dem Tumor. Sie konnten nichts anderes mehr für sie tun, als sie hinüber in das Koma zu begleiten. Weg von den Schmerzen. Aus ihrem Körper hinaus, der gegen sie arbeitete. Weg von den Beinen, voller Wasser. Dem Knochengesicht mit Augen wie Höhlen. Der Haut, wie brüchiges Pergament.

Ich hatte Davids Schwester nicht gekannt. Doch das Sterben war nun nichts mehr, von dem man in der Zeitung las und dann erleichtert aufatmete, wenn die unbekannt Namen, die in den Anzeigen standen, nach früher klangen. Wenn lange Jahre zwischen dem Tag der Geburt und dem des Todes lagen. Wenn Kinder, Enkel und Urenkel Abschied nahmen. Es verging kein Tag mehr, manchmal keine Stunde, in der ich nicht an den Tod dachte. Er ließ sich nicht mehr in die Kühlräume und unter die Erde drängen, weit draußen in der Peripherie. Er sprang mich an, beim Lüften der Decken, wenn ich mich anzog, wenn ich mich auszog oder mir etwas zu essen machte – als wäre er in mir gespeichert. Ich wusste nun, dass sie nicht verschwinden. Lena und die anderen Toten. Sie gingen mit ihren Nächsten weiter, durch das, was sie in ihnen zurückgelassen hatten.

In Davids Leben verursachte die Krankheit eine solch einschneidende Wendung, wie er sie sich nie hätte vorstellen können. Dass seine damalige Freundin in diesen Tagen, als ihn der Tod umwehte wie der permanente Geruch von Desinfektionsmittel, mit einem anderen schlief, als sei nicht seine Schwester am Sterben, sondern er selbst, war nur eine Folge dessen. Sie muss wohl gespürt haben, dass ein Teil von ihm der Schwester hinterhergestorben war. Das konnte sie nicht ertragen.

Das Auto hupte und raste davon. Der Alte stand mitten auf der flirrenden Kreuzung. Links von ihm eine vierspurige Fahrbahn, konstantes Rauschen. Rechts ging eine weitere Straße ab. In der Mitte die Haltestelle. Es roch nach geschmolzenem Teer. Ein paar Schritte lang stand die Blechlawine still. Der Alte machte einen Bogen, als wolle er nur kurz auf die Insel springen, um die heranfahrende Straßenbahn zu erwischen. Er presste sich den schmutzigen Rucksack vor die Brust, an den Füßen trug er vom Schlamm verspritzte Wanderschuhe. Plötzlich hielt er inne, mitten in der Bewegung. Seine zerrissenen Jeans, die um seine klapprigen Hüften schlotterten, rutschten fast zu Boden. Zuerst machte er eine Vierteldrehung nach links, als hätte er es sich gerade anders überlegt. Dann ging er zurück. Die immer gleichen Schritte. Ein unsichtbares Dreieck. Schweiß tropfte ihm an der Wirbelsäule herunter und zeichnete Flecken auf den Stoff seines Hemdes.

Vielleicht war er verwirrt von den Leuten, die zu Hunderten aus den unterirdischen Schächten des Bahnhofes strömten. Dunkle Sonnenbrillen, Mobiltelefone an den Ohren, Pappbecher in den Händen. Eine menschliche Mauer, die sich in Sekundenschnelle auf die Haltestelle zubewegte, keinen Zentimeter zurückweichend. Die Autos rasten wieder über die Kreuzung, einige hupten. Quietschend kam die Straßenbahn zum Stehen.

Hupen mischte sich mit schrillum Dauerklingeln. Doch der Mann ging weiter im Dreieck, in seiner Endlosschleife gefangen. Er wetterte und fuchtelte mit den Armen, schrie die Autos an. Sein ganzer Körper bebte, nur das Dreieck am Boden blieb exakt gleich. Der Verkehr auf der Kreuzung war zum Erliegen gekommen, der Fahrer der Straßenbahn hatte seine Kabine verlassen. Der Alte hörte weder auf ihn noch auf die anderen Leute, die neugierig herumstanden.

Jemand telefonierte. Bald würden sie kommen. Ihn mitnehmen. Vielleicht der Rettungsdienst, vielleicht die Polizei. Er würde in einem klimatisierten Wagen sitzen, und langsam wegdämmern, nachdem der Notarzt ihm ein Beruhigungsmittel gespritzt hätte. Ich musste an Lena denken und daran, dass fast jeder bekannte Krebs von nur einer einzigen, veränderten Zelle abstammte. Ein einziges nicht funktionierendes Teilchen im System. Eine unter Millionen von Teilungen, die jede Sekunde im Körper passierten. Während bei normalen Zellen das Wachstum wieder gestoppt wurde, konnte diese eine fast unbegrenzte Anzahl von Nachkommen erzeugen. Perfekt angepasste Siedler, die uns eine Lektion im Überleben lehren könnten, wären sie nicht tödlich.

Um Davids Hals baumelte das Bändchen mit dem Mondstein. Es war das selbe, das Lena auf den Bildern trug, die neben seinem Bett klebten. Lena am Ufer eines Sees, eine Waffel mit tropfendem Eis in der Hand. Lena am Rand einer nebeligen Teeplantage, lächelnd, während ihr der Regen über das Gesicht läuft. Lena als Kind im Sandkasten. Lena. Lena. Lena. Als würde David ihr Gesicht vergessen, sähe er sich nicht immer und immer wieder die Bilder von ihr an.

Ich unterdrückte den Wunsch nach einer Zigarette, als David den Tabak in ein Papierchen wickelte und mit der feuchten Zunge darüber fuhr. Gleich nachdem sie gestorben ist, war sie in einer gewissen Weise noch immer da, sagte er und trank einen Schluck Kaffee. Manchmal meinte er sie zu erkennen, auf der Straße, wenn jemand vielleicht den gleichen Pullover trug, oder einen ähnlichen Gang hatte. Wenn er nach dem ersten Reflex merkte, dass das nicht sein kann, fühlte es sich an, als würde sie noch einmal sterben. Dennoch sei es zu diesem Zeitpunkt noch möglich gewesen, mit ihr zusammen zu sein. Weil er sich an ihren Gesichtsausdruck erinnerte, bevor die Fotos aufgenommen wurden. Und an jenen danach, wenn keine Linse mehr auf sie gerichtet war. Doch je länger er auf die Fotos an der Wand schaute, desto mehr verblassten diese. Lücken entstanden, bis nur noch der sichtbare Moment auf Fotopapier zurückblieb. Ich sah, wie David dagegen

ankämpfte, dass ihm die Zeit seine Schwester ein letztes Mal raubte. Er hatte sie zuvor schon einmal gehen lassen müssen. Lange bevor sie krank geworden war. Nach der Trennung der Eltern hatte sie sich geweigert, mit David und der Mutter in die Stadt zu kommen und war beim Vater geblieben. Unter der Trennung von ihr litt David fast mehr, als unter der der Eltern. Sie träumten von fernen Wermutsträuchern in rötlichen Steppen und einer Straße, durch deren Fahrrinne sich ihre Spuren ziehen würden. Damals, als sie noch eine Familie waren.

Ich war mir bis jetzt sicher, fuhr David fort, dass der einzige Weg, mich von der Trauer zu befreien, der wäre, wegzufahren. Der Seidenstraße entlang, auf unbestimmte Zeit. Dafür habe er die letzten Jahre gespart. Er wollte sich einfach treiben lassen. Dem Leben die Chance geben, ihn dorthin zu führen, wo es gut war. Keine Kompromisse. Er drehte gedankenverloren den Stein zwischen den Fingern im Kreis, dann zündete er die Zigarette wieder an, die erloschen in seinem Mundwinkel hing. In einem anderen Leben, zu einer anderen Zeit hätten wir seinen Bus zusammen beladen können, wie diese Reisepärchen. Mit Schlafsäcken, Ersatzreifen und Werkzeug, mit einem Gaskocher, Töpfen und Pfannen, einem Verbandskasten, Medikamenten und einer Garnitur Kleider zum Wechseln. Vielleicht hätten ein paar Freunde ein kleines Fest veranstaltet, um

uns zu verabschieden. Sie hätten uns scheppern-
de Dosen an die Stoßstange gebunden und uns die
ersten Kilometer begleitet, bis ans andere Ufer
des Sees.

Ich war nie wirklich weg. Vielleicht weil ich mich
davor fürchtete, danach nicht mehr zu wissen, wo
ich hingehöre. Vor ein paar Jahren habe ich einen
Flug in eine pittoreske Stadt am Meer gebucht.
Danach saß ich am Flughafen fest und lief die lan-
gen Gänge hoch und wieder runter. Immer vorbei
an einem Restaurant, vor dem es ein Becken gab,
in dem große Hummer aufeinander lagen. Um
Kannibalismus vorzubeugen, hatte man ihnen
die Scheren zugeklebt. Ihre Panzer waren dun-
kel, mit leuchtenden bernsteinfarbenen Spre-
keln. Die feinen Fühler wischten unentwegt die
gepanzerte Scheibe entlang, als könnten sie einen
Ausgang finden, wenn sie dies nur lange genug
täten. Sie waren in einem gewissen Sinne dop-
pelt eingeschlossen. Denn Hummer altern nicht.
Zumindest ihre Zellen nicht. Wären sie nicht in
ihrem Panzer gefangen, wären sie unsterblich.
Das Einzige, was die Zeit ihnen anhaben kann,
ist, dass sie immer größer werden. Irgendwann
passen sie nicht mehr in ihr Außenskelett. Sie
müssen es regelmäßig abstreifen, sich häuten.
Irgendwann wird der Umzug von einer großen
Hülle in eine noch größere zu anstrengend, doch
dann sind manche von ihnen bereits weit über
hundert Jahre alt. Es war absurd. Der Flughafen,

die zollfreie Zone, in der sich uralte Tiere tummeln, die auf Bestellung in kochendes Wasser geworfen und von Leuten gegessen wurden, die für neun Euro und neunundneunzig Cent in den Süden flogen.

David trug den Mondstein weiterhin. Nur wenn wir miteinander schliefen, zog er ihn vorsichtig über den Kopf und legte ihn neben das Bett. Ich hatte das Gefühl, dass er nur dann richtig bei mir sein konnte, wenn der Stein und alles, wofür er stand, abgelegt war. Manchmal versuchte ich den Moment hinauszuzögern, in dem er aufstand und sich im Vorbeigehen auf dem Weg zur Toilette die Kette überzog, als wäre er nackt ohne sie.

Früher fuhren im Sommer alle nach Italien, Spanien oder Südfrankreich. Dort gab es diese Hitze, die sich schon vor dem Mittag ausbreitet wie das Zirpen der Grillen. Jetzt musste man dafür nicht mehr wegfahren. Wir liefen im Schatten, an dünnen Hecken und trockenen Mauern entlang. Eine kleine Karawane. David, ich und das Nest aus Kiefernadeln, Moos und Stroh mit den drei Küken, so klein wie ein halber Zeigefinger. Sie trugen noch kaum Flaum. Wir hatten das Nest in einen dünnen Schal gewickelt, damit die Sonne nicht auf ihrer schrumpeligen Haut juckte. Sie hatten am Waldrand verlassen auf dem Boden gelegen. Die Äuglein geschlossen, fiepten sie unentwegt und sperrten dabei ihre gelb leuchtenden Schnäbelchen weit auf, in der Hoffnung, ihre Eltern würden zu ihnen zurückfinden.

Gartenrotschwänze, sagte die Frau von der Vogelpflegestation. Auf ihrem Shirt war ein Tukan aufgestickt. Seit Jahren beherbergte die Voliere ein Exemplar mit einer Schnabelprothese. Ich merkte, wie ich noch immer schützend die Hand über das Nest hielt. Sie untersuchte die Küken. Sie seufzte. Derzeit wisse sie nicht mehr, wohin mit den ganzen Jungvögeln. Jeden Morgen seien die beiden Klappen wieder voll, in denen die Vögel außerhalb der Öffnungszeiten abgegeben werden konnten. Und dann wurden noch laufend welche vorbeigebracht. Sie hätten jetzt schon so viele Tiere gepflegt, wie sonst in einem Jahr nicht.

Die Liegewiesen am See waren zu einer stoppeligen Fläche verdorrt. Schwarz gescheckt, dort, wo die Leute abends Einweg-Grillschalen aus Aluminium einfeuerten, um darauf Würste zu braten, die in künstlichen Collagendärmen steckten. Sie hatten die brasilianischen Buckel-Rinderdärme ersetzt, seit diese mit dem Ausbruch verschiedener Seuchen in Verbindung gebracht worden waren. Im Arboretum setzten wir uns unter eine Rosskastanie und lehnten am breiten Stamm. In unserem Rücken zwitscherten und zirpten die Vögel. Vor unseren Beinen mündeten die Stufen der denkmalgepflegten Uferanlage, die für gewöhnlich ins Wasser führten, in einem Feld aus Steinen. Sie waren rau und sandig, weil Moos und Algen schon lange unter der sengenden Sonne zerbröselte waren. Meinst du, sie kommen durch?, fragte David und schabte mit dem Fingernagel über die knorrige Wurzel, die sich in den Boden grub. Dabei hinterließ er helle Spuren, als hätte dort ein unruhiges Tier gescharrt.

Ich erzählte ihm, wie ich als Kind ein paar Mal Vögelchen gefunden hatte. Tagelang saß ich neben dem improvisierten Nest aus Karton. Fütterte sie mit Mehlwürmern, einmal sogar mit lebenden Grillen aus der Tierhandlung. Es kostete mich große Überwindung, ihnen mit dem Taschenmesser den Kopf und die Beine abzutrennen, wegen der Widerhaken. Trotzdem lagen die Küken irgendwann starr da. Ihre verhornten Beinchen ragten in die Luft wie Strohhalme.

Eine Familie in langärmeligen Badeanzügen stieg über die Steine in das Seebett. Sie trugen alle die gleichen Gummischuhe mit dicken Sohlen an den Füßen, um sich nicht an den Glasscherben, verrosteten Fahrradteilen und Bierdosen zu schneiden, die der sinkende Wasserspiegel preisgab. Schon im Winter war kaum Regen gefallen, die Speicherseen beinahe leer.

David sagte, dass es ihm am liebsten wäre, wenn er alles loslassen könnte. Lena habe das nicht gekonnt. Bis zum Schluss nicht. Sie habe ihr eigenes Ende nicht akzeptiert. Das sei ja verständlich, jung wie sie war. Dennoch habe das alles viel schwerer gemacht, als es sowieso schon gewesen sei. Er konnte nichts mehr tun, außer mit ihr ein letztes Mal Eis essen zu gehen. Ihr aus einem Buch vorzulesen. Und sich dabei nicht anmerken zu lassen, wie sehr er sich fürchtete vor dieser Zeit der letzten Male. Da hatte er sich geschworen, selbst früher loszulassen. So könne ihm niemand mehr etwas wegnehmen, nicht einmal das eigene Leben. Er würde immer weniger werden, bis er wieder vergehe. Ganz leicht. Wäre das nicht eine schöne Vorstellung? Vielleicht gehe das mit allem einmal so. Nicht heute, nicht jetzt. Aber irgendwann, in vielen Millionen von Jahren. Wenn es auf der Erde wieder ruhig geworden wäre. Und dunkel. Und sich herausgestellt hatte, dass alles, was ewig und dauerhaft erschien, tatsächlich flüchtig und vergänglich war.